



Bau- und Verkehrsdepartement des Kantons Basel-Stadt

Städtebau & Architektur

#1 2025

grau blau grün

Baukultur machen

STADT DER VIELENWEGE





Von diesen Gedanken ausgehend haben wir die erste Ausgabe des Baukultur-Magazins der Dienststelle Städtebau & Architektur gestaltet. Eine lebenswerte Stadt ermöglicht Abwechslung und Raum für individuelle, sich wandelnde Bedürfnisse. Sie bietet Aufenthaltsqualität, Sicherheit und Erreichbarkeit, dezentrale Qualitäten, eine vielfältige Infrastrukturversorgung sowie Grünräume und Wasser, um Koexistenz, Teilhabe, Begegnungen und Rückzug zu erlauben. Zugleich achtet sie bei ihrer Weiterentwicklung auf ihre Geschichte und ihren identitätsstiftenden Bestand.

Unsere Aufgabe ist es, uns für Schönheit, Vielfalt und einen angemessenen Massstab einzusetzen, Interessen mit Fokus auf eine gerechte und inklusive Stadt abzuwägen, nutzungsneutrale Strukturen zu fördern und nutzungsoffene Räume zuzulassen. Wir pflegen bestehende und künftige Infrastrukturen mit Blick auf die Umwelt und die Schnittstellen zwischen privatem und öffentlichem Raum. Vermittlung und Dialog verstehen wir als zentrale Methoden der Baukultur.

Wie sich unsere tägliche Praxis an diesen schon oft gehörten Begriffen konkret orientiert, zeigen die Beiträge unserer Mitarbeitenden in diesem Magazin. Ergänzt werden sie durch externe Stimmen, denn wir sind überzeugt, dass eine lebendige Stadt vom Austausch und vom Einfluss vieler lebt.

Dass selbst die über 200 Jahre alten Verse von «Z'Basel am mym Rhy» des Wiesentalers Johann Peter Hebel noch heute als Inspiration für eine gute Stadtplanung taugen, zeigt der Beitrag von Ariane Widmer Pham. Weitere Perspektiven eröffnet der Bericht zum Abschlusspodium der Ausstellung «Lebenswerte Stadt – 28 × Stadtentwicklung in Dänemark. Ein Städtedialog mit Basel». Und Michel Steiners Carte Blanche bringt es auf den Punkt: Eine Stadt muss «für alle» sein.

Umrahmt wird das Magazin von Fotografien von Selina Seibel. Sie laden dazu ein, die Stadt als sich wandelnden Raum zu begreifen – als Bühne, die uns nicht nur zur Verfügung steht, sondern uns ermöglicht, das Leben selbstbestimmt, gleichberechtigt und würdevoll zu gestalten. Vielleicht lassen sich beim Lesen neue Wege durch unsere Stadt entdecken – und neue Perspektiven auf das, was sie lebenswert macht.

EINE LEBENSWERTE STADT
IST EINE STADT DER VIELEN WEGE.
EINE STADT DER VIELEN WEGE
IST EINE LEBENSWERTE STADT.

Ariane Widmer Pham heute selbstständige Architektin und Urbanistin, setzt sich in ihren Tätigkeiten für eine qualitativ hochwertige Stadtentwicklung ein. Ihre Kenntnisse bringt sie in mehreren Stiftungen als Stif-tungsrätin und als Vorstandsmitglied in Vereinen ein, die im Bereich Raum und (Bau-)Kultur wirksam sind. 2022 wurde sie mit dem Preis der Stiftung Brandenberger für ihr berufliches Enga-gement im Dienste der Raumplanung als kollektiver Akt für eine nachhaltige Entwicklung ausgezeichnet.

Z’Basel am mym Rhy

Eine besungene Stadt ist eine Stadt, die man liebt. Das sagt uns das Basler Lied «Z’Basel am mym Rhy». Es führt uns durch die Strassen von der Pfalz, dem Münsterschulhaus, der «breiten Bruck» und über den Petersplatz bis in die St. Johannis-Vorstadt. Die Strophen wecken Erinne-rungen und erzählen von der Landschaft, in die die Stadt eingebettet ist. In wenigen Strophen fasst «Z’Basel am mym Rhy» zusammen, was bis heute die Identität dieser Stadt bestimmt und sie lebenswert macht.

Hört man dem Lied aufmerksam zu, wird die Bedeutung öf-fentlicher Orte als Identitätsmerkmale deutlich. Zwei Jahr-hunderte, nachdem diese Strophen geschrieben wurden, stellen wir fest, wie sehr die Städte und ihre öffentlichen Räume durch die explosionsartige Zunahme des Individual-verkehrs geschwächt und zerstört worden sind. Die indivi-duelle Mobilität, verbunden mit dem Wachstumsboom, hat zur Entstehung periurbaner Räume und zu einem Ungleich-gewicht zwischen Wohnen und Arbeiten geführt. Ab den 1970er Jahren etablierte sich das Auto im städtischen Raum und die Zentren entvölkerten sich zugunsten einer zuneh-mend grassierenden Büronutzung. Fortan bestimmten die Erreichbarkeit der Innenstadt und der Verkehrsfluss die Pla-nung des Stadtraums. Dabei stand nicht mehr die Qualität des Raums, sondern seine Funktionalität im Vordergrund: seine Fähigkeit, wachsende Verkehrsströme aufzunehmen und den Transit zu erleichtern.

Die Folgen dieser Entwicklung wurden in einer anderen Version von «Z’Basel am mym Rhy» aufgenommen. Der Bas-ler Chansonnier Aernschd Born veränderte den ursprüng-lichen Text, um darin die Luftverschmutzung, den Autostau «uff dr Breite Brugg» und den zur «Gülle» gewordenen Rhein anzuprangern. Ein neues Verständnis setzte sich langsam durch und brachte Einwohnerinnen und Einwohner dazu, sich für den Erhalt ihrer Stadt einzusetzen. Erinnern wir uns an den Appell der Basler Annemarie und Lucius Burckhardt. Sie kritisierten mit Vehemenz das Desinteresse der Planen-den am Kulturerbe und forderten bereits damals ein «Weiter-bauen».

Ein breiter Bewusstseinswandel fand jedoch erst Ende der 1990er Jahre statt. Die Situation war unbestreitbar: Zahl-reiche Einwohnerinnen und Einwohner waren aus der Stadt weggezogen und hatten sie den Alten, Armen und Auslän-dern überlassen. Die Städte, nicht nur Basel, waren zu so- genannten A-Städten geworden.

Zu diesem Zeitpunkt setzte eine neue Welle der Rückerobe-rung des urbanen Raums ein. Das Bild der Stadt verändert sich und die Lebensqualität soll gestärkt werden. Die Trans-formation der Industriebrachen in neue Stadtviertel beginnt. Die mit Parkplätzen überladenen Stadtzentren werden vom Auto befreit und umgestaltet, neue Plätze entstehen und aus Gleisen wachsen Parkanlagen. Auch in den Quartieren werden Strassen schrittweise den Bewohnerinnen und Be-wohnern zurückgegeben.

Trotz dieser Errungenschaften bedrohen heute neue ökologische und soziale Probleme abermals die Lebens-qualität in den Städten. Diese Herausforderungen verlangen von der Stadtplanung, die begonnenen Regenerations- und Sanierungsprozesse zu beschleunigen und zu intensivie-ren. Nur so wird es möglich sein, die Lebensqualität in den Städten auch weiterhin zu erhalten.

Um zu verstehen, wie dies funktionieren könnte, kehren wir doch zu den Worten unseres Basler Volksliedes zurück.

Z’Basel an mi’m Rhi,
io dört möchti sy!
Weiht nit d’Luft so mild und lau,
und der Himmel isch so blau
an mi’m liebe Rhi.

In der Münster Schuel,
uf meim herte Stuehl,
magi zwor iez nüt meh ha,
d’Töpli stöhn mer nümme a
in der Basler Schuel.

Aber uf der Pfalz
alle Lüte gfallt’s.
O wie wechslte Berg und Thal,
Land und Wasser überal,
vor der Basler Pfalz!

Uf der breite Bruck,
für si hi und z’ruck,
nei, was sieht me Here stoh,
nei, was sieht me Jumpfere goh,
uf der Basler Bruck!

Wie ne freie Spatz,
uffem Peters Platz,
fliegi um, und ’s wird mer wohl,
wie im Buebe-Kamisol,
uffem Peters Platz.

Uf der grüne Schanz,
in der Sunne Glanz,
woni Sinn und Auge ha,
lacht’s mi nit so lieblich a,
bis go Sante Hans.

’s Seilers Rädlil springt;
Ios, der Vogel singt.
Summervögeli jung und froh
ziehn de blaue Blume no.
Alles singt und springt.

Und e bravi Frau
wohnt dört ussen au.
«Gunnich Gott e frohe Mueth!
Nehmich Gott in treui Huet,
liebi Basler Frau!»

Erinnerung an Basel. An Frau Meville,
Johann Peter Hebel, 1806

Das Gedicht «Erinnerung an Basel» wurde von Johann Peter Hebel (1760 – 1826) um 1806 in alemannischer Mundart ver-fasst. Susanne Miville-Kolb gewidmet, beschreibt es die Erinnerung des Wiesen-taler Dichters an Basel und ist heute als Basler Volkslied «Z’Basel am mym Rhy» bekannt. Hier abgedruckt ist der Text aus der Erstausgabe *J. P. Hebels sämtli-che Werke*. Zweiter Band. *Allemannische und hochdeutsche Gedichte*, Karlsruhe 1834, S. 34 – 36.

Aber uf der Pfalz alle Lüte gfallt’s
Eine schöne Stadt ist begehrenswert.

Die Idee von Schönheit und Ästhetik ist untrennbar mit der Geschichte der Städte verbunden. Die Künstler der Renais-sance malten die ideale Stadt in ihren Fresken. Die Bewe-gung zur Verschönerung der Städte im späten 19. Jahrhun-dert war eine Reaktion auf die Folgen der Industrialisierung und prägte die Stadtentwicklungen dieser Zeitperiode.

Der gegenwärtige Rückeroberungsprozess ist noch lan-ge nicht abgeschlossen. Das Bevölkerungswachstum und die Komplexität der Innenentwicklung verschärfen die Lage. In einem immer kleiner werdenden Raum muss ein stetig wachsender Bedarf an Wohnungen und öffentlicher Infra-struktur gedeckt werden. Diese Dynamik belastet das städ-tische Erbe und macht jedes Grundstück zu einer begehrten Renditequelle.

In diesem Kontext ist eine hochwertige Baukultur¹, die möglichst von allen Akteuren der Stadt mitgetragen wird, von entscheidender Bedeutung. Denn eine hohe Baukultur trägt dazu bei, die Transformation der Stadt sensibel und differenziert zu gestalten. Sie basiert auf einer transparen-ten GouVERNanz sowie auf qualitätsfördernden Prozessen. Dadurch rücken Fragen der Komposition, der Gestalt und des Raumes wieder in den Mittelpunkt der Debatte. Eine sorgfältige Auseinandersetzung mit dem spezifischen Kon-text ermöglicht es, Banalisierung zu vermeiden.

Eine Stadt zu einer lebenswerten Stadt zu entwickeln, bedeutet jedoch nicht nur, sie zu verschönern. Dieser Pro-zess bedingt auch, sich kontinuierlich um Gleichgewichte zu kümmern. Das stetige Abwägen divergierender Interes-sen gehört zum urbanen Transformationsprozess, denn nur so kann das Gemeinwohl immer wieder neu erdacht werden.

Und e bravi Frau wohnt dört ussen au
Sich daheim fühlen. Ein weiterer Grund, seine Stadt zu lieben.

Das Zuhause bildet für die Bewohnerinnen und Bewohner den ersten Ankerpunkt. Von hier aus können erste Nach-barschaftsbeziehungen und ein Gefühl der Zugehörigkeit entstehen. Um dieses Gefühl des «Sich daheim Fühlens» zu unterstützen, müssen die Wohnungstypologien und die Gestaltung der Quartiere an die unterschiedlichen Lebens-weisen angepasst sein. Gebäude und Quartiere können in ihrem jeweiligen Massstab gemeinschaftliche und öffentli-che Räume bieten – einen Hof, einen Garten, einen kleinen Platz oder eine Strasse –, die Begegnungen und Aneignung ermöglichen. Die Schule, der Lebensmittelladen, ein Bus und weitere Dienstleistungen bieten alles Notwendige für eine 10-Minuten-Nachbarschaft.

Die Nachverdichtung bietet die Chance, die Vielfalt und Intensität des Austausches zu stärken.

Summervögeli jung und froh, ziehn de blaue Blume no
Eine lebenswerte Stadt muss auch den Bedarf an Natur erfüllen können.

Die Stadt hat lange Zeit eine unumstrittene Abhängigkeits-beziehung mit der sie umgebenden Landschaft gepflegt. Platz für Gärten und Wiesen war in der Stadt vorhanden, und die freie Natur begann unmittelbar vor der Tür. Doch mit der zunehmenden und systematischeren Versiegelung sowie der wachsenden Zersiedelung wurde der städtische Raum zunehmend grauer und die Verbindung zur Natur als Lebens-grundlage ging immer mehr verloren.

Heute verlangt der Klimawandel von uns ein dringen-des Handeln. Der Erhalt von unbebautem Boden, das Pflan-zen von Bäumen, die Schaffung ökologischer Korridore so-wie die Freilegung und Renaturierung von Gewässern im städtischen Gefüge sind allesamt Mittel, um unser Wohler-gehen im urbanen Raum zu sichern.

All diese Massnahmen bringen verlorene Qualitäten zu-rück. Sie erlauben es, den «socle du vivant» zu stärken, und verhelfen dazu, das Leben in der Stadt wieder mit der Natur zu verbinden.²

Uf der breite Bruck, für si hi und zruck
Die jüngste Vergangenheit hat uns gelehrt, wie sehr die Lebensqualität in einer Stadt von der Qualität ihrer öffentlichen Räume abhängig ist.

Bis zur Moderne wurden Strassen und Plätze als «Stadträu-me» konzipiert. Sie gehörten der Gemeinschaft und dienten vielfältigen Zwecken. Danach gewann die «zweidimensiona-le» Raumplanung die Oberhand und der Strassenraum ord-nete sich einer funktionellen Hierarchisierung unter. Zum Verkehrsraum geworden, zerschnitt er die Stadt in mono-funktionale, einfarbig eingefärbte «Zonen», um eine mög-lichst rasche und hindernisfreie Anbindung an das über-geordnete Autobahnnetz zu schaffen.

Die heutige Stadtplanung steht vor der grossen Heraus-forderung, diesen Prozess der Machtübernahme des Autos im öffentlichen Raum umzukehren. Der Strassenraum muss in seinen Nutzungen neu verhandelt werden. Jede Interven-tion bietet hier die Gelegenheit, neue Qualitäten zu schaf-fen oder Hindernisse aufzuheben, um Quartiere (wieder) miteinander zu verknüpfen und Gehdistanzen zu verkürzen. Es bedingt einen komplexen Prozess, um den verschiede-nen Interessen im öffentlichen Raum gerecht zu werden. Das Silodenken muss durch ein globales und integratives Verständnis ersetzt werden.

Wie ne freie Spatz uffem Petersplatz
Eine Stadt ist ein lebendiger, sich wandelnder Organismus.

Die gesellschaftlichen Werte und die ständige Veränderung unserer Lebensweisen spiegeln sich in der Stadt wider. Un-sere Bedürfnisse und Wünsche formen und erneuern die Stadt laufend.

Ein breiter Dialog ist die Grundlage für eine sorgfältige Gestaltung dieses Transformationsprozesses. Sich daran zu beteiligen hilft, sich als Teil davon zu fühlen. Explorative und innovative Ansätze schaffen neues Wissen und fachli-che Kompetenzen. Sie eröffnen unerwartete Wege zum The-ma Ressourcenschonung und Kreislaufwirtschaft. Durch Nachverdichtung können überraschende und poetische architektonische und städtebauliche Formen mit einer neuen Ästhetik entstehen. So können unerwartete und wünschens-werte Zukunftsszenarien skizziert werden.

Sich eine positive Zukunft vorzustellen und selbst Ak-teurin oder Akteur des Wandels zu werden, ist eine Chance, die man ergreifen sollte. Schliesslich entsteht heute die Stadt von morgen, in der wir weiterhin gemeinsam singen möchten: «Jo dört möchti si!»

ZU DIESEM ZEITPUNKT SETZTE
EINE NEUE WELLE DER RÜCKEROBERUNG
DES URBANEN RAUMS EIN.

1 Vgl. Erklärung von Davos 2018, Davos Qualitätssystem für Baukultur, Acht Kriterien für eine hohe Baukultur.



2 Der Begriff «socle du vivant» stammt aus dem Bericht *Vision territoriale transfrontalière 2050 du Grand Genève*, 2024.



Michel Steiner ist Pflegefachmann und Streetworker. Als langjähriger Bewohner des Matt-
häuquartiers engagiert er sich u. a. für
den Superblockversuch rund um die
Matthäuskirche, gegen die Umnutzung
der Dreirosenanlage zu einem Auto-
bahnzubringer oder für den Quartier-
kompost und die Quartierziegen im
Horburgpark. Als ehemaliger Gassen-
arbeiter setzt er sich in Politik, Ver-
waltung und Medien für die allgemeine
Nutzung des öffentlichen Raums ein.

Allmend – access for all

Der Begriff der Allmend(e) geht auf das altnordische Wort «almenningr» zurück, was so viel wie «was jedem gehört» bedeutet.

Zur Allmend bzw. zum öffentlichen Raum gehören insbesondere öffentliche Strassen, Wege, Plätze, Grünflächen und Gewässer. So schreibt auch die Basler Regierung:

«Der öffentliche Raum gehört allen. Menschen erfahren hohe Lebensqualität öffentlicher Räume, wenn sie sich darin wohl fühlen, sich darin aufhalten, sich mit ihnen identifizieren und sich einzelne Räume temporär «zu Eigen» machen können. Öffentliche Räume sind für die ganze Bevölkerung unabhängig ihres Geschlechts, ihres Alters und ihrer Herkunft als Lebensraum nutzbar. Sie stehen grundsätzlich allen und jederzeit hindernisfrei zur Verfügung. Sie sind wichtige Orte der Integration, auch im Sinne eines kollektiven Verständnisses und Gemeinsinns.»¹

Das hört sich gut an und wird in Basel – gerade was den Aufenthalt aller Menschen betrifft – praktiziert. Allerdings dürfen folgende Einschränkungen nicht ausser Acht gelassen werden:

Der öffentliche Raum wird seit Jahrzenten in erster Linie gedacht, geplant und bewirtschaftet aus der Perspektive des motorisierten bewegten und stehenden Verkehrs: Allein die öffentlichen Parkplätze beanspruchen die Fläche von ca. 66 Fussballfeldern und die Jahresmiete mit einer Anwohnerparkkarte kostet 25 Franken pro Quadratmeter – ein Dumpingpreis. Was neben dem Strassenraum übrig bleibt, darf anderweitig «bespielt» werden.

Dieser restliche öffentliche Raum gerät zunehmend in einen Dichtestress. Die sog. Mediterranisierung bringt mit sich, dass immer mehr Menschen über eine längere Zeitdauer den Aussenraum beanspruchen. Events, Werbung und nicht zuletzt die Boulevardgastronomie (hier beträgt die Jahresmiete 80 Franken pro Quadratmeter) reduzieren die nicht konsumationspflichtige Fläche spürbar.

Doch es gibt auch Entwicklungen, die vorsichtig optimistisch stimmen, auch wenn die Langsamkeit der Prozesse die Geduld strapaziert und sich die Frage aufdrängt, ob in Politik und Verwaltung zu wenig Gestaltungswille vorhanden ist, oder ob wir froh sein sollten, dass hierzulande noch kaum per Dekret regiert wird und saubere demokratische Prozesse halt zeitintensiv sind.

Die ersten beiden Superblock-Pilotprojekte sollen aufzeigen, wie der Strassenraum zugunsten ökologischer (z.B. Entsiegelung, grosskronige Bäume) und sozialer Verbesserungen (Begegnungs- und Spielräume im Quartier) umgenutzt werden kann.

Ein grosses Potenzial für die Erweiterung des öffentlichen Raums deuten aber auch das Foyer Public im Theater Basel oder die Entwicklung der Stadtbibliotheken (Stichwort «dritter Ort») an. Wenn Restaurants sich in die Allmend rausstülpen, können umgekehrt leerstehende Gebäudesockel der allgemeinen Nutzung zur Verfügung gestellt werden, so wie es São Paulo vormacht.² Hier wird bereits seit Jahrzehnten in partizipativen Prozessen der dichte und heisse Aussenraum in unternutzte Gebäude hinein erweitert, für Kultur- und Sportprojekte, aber auch «nur» für einen konsumfreien Aufenthalt im Schatten. Zudem wird eine Stadtbahn nachts und an den Wochenenden für den motorisierten Verkehr gesperrt und der Bevölkerung als Flaniermeile zur Verfügung gestellt.

Auch in Basel lassen sich spannende, neue soziale Räume entwickeln, welche dem Leerstand entgegenwirken und ausserdem in der immer heisser werdenden Stadt der Bevölkerung als kühle Räume zur Verfügung stehen.³



Informationen zu Superblocktests
in den Quartieren St. Johann und
Matthäus

WAS NEBEN DEM STRASSENRAUM ÜBRIG BLEIBT, DARF ANDERWEITIG BESPIELT WERDEN.



¹ Aus dem Ratschlag zum Gesetz über die Nutzung des öffentlichen Raumes (NöRG)/Totalrevision Allmendgesetz (Basel-Stadt 2013).

² Vgl. <https://www.sam-basel.org/de/ausstellungen/access-all-sao-paulos-soziale-infrastrukturen>.

³ Vgl. <https://www.ost.ch/de/projekt/kuehle-raeume-in-der-stadt>, der Autor hat am Projekt mitgearbeitet.

Baum, Bank, Boule, Buvette, Brunnen

Die Werkzeugkiste der kleinen Helfer für eine lebenswerte Stadt ist vielfältig und flexibel einsetzbar, um Diversität und Vielschichtigkeit als Qualitäten zu schärfen: Nicht jeder Ort muss alles können, aber viele Orte müssen vieles können.

A GOOD CITY IS LIKE A GOOD PARTY – PEOPLE STAY LONGER THAN REALLY NECESSARY BECAUSE THEY ARE ENJOYING THEMSELVES.

Jan Gehl

Oft sind es die kleinen und vermeintlich unscheinbaren Dinge, die einen Ort entstehen lassen. Elemente, die zum Gehen, Sitzen, Flanieren, Verweilen oder Spielen animieren, beleben Orte und ermöglichen soziale Interaktion. Damit fördern sie nicht nur attraktivere Stadträume, sondern leisten auch einen wichtigen Beitrag zur sozialen Resilienz in den Wohnquartieren, indem sie Begegnung und Austausch erleichtern.

Das Wasserspiel im Quartier, das Vorgartenmäuerchen in Sitzhöhe, die Bank, die den Baum auf dem kleinen Platz ringförmig einfasst, oder der öffentlich zugängliche Ping-Pong-Tisch auf einer ungenutzten Parzellenfläche – all diese Elemente sind zwar kleine, aber entscheidende Puzzlesteine im städtischen Gefüge. Sie laden dazu ein, Strassen und Plätze gerne zu Fuss zu nutzen und die Stadt als Lebensraum zu begreifen.

Jeder neu gepflanzte Baum, jede zusätzliche Fassadenbegrünung und jede entsiegelte Asphaltfläche mildern die Folgen extremer Wetterereignisse. Gleichzeitig stärkt dies die Vernetzung der Stadtnatur und erhöht ihre Klimaresilienz – eine Grundlage, von der die Attraktivität des städtischen Umfelds entscheidend abhängt.

Gerade weil ein einzelner kleiner Beitrag oft unscheinbar ist, ist es wichtig, sich seine Wirkung in der Summe immer wieder bewusst zu machen – insbesondere im Alltag unserer Arbeit.

Der Basler Kompass der Dienststelle Städtebau & Architektur gibt in erster Linie Hinweise zur Reduktion von Treibhausgasen und dient somit als Impulsgeber für den Klimaschutz. In seiner ganzheitlichen Betrachtungsweise schafft er jedoch sehr bewusst einen Rahmen für alle Massstäbe und Themenbereiche. Die Wechselwirkungen und Zusammenhänge zwischen Klimaschutz, Klimaanpassung und Anforderungen einer lebenswerten Umwelt werden so nachvollziehbar.

Die Reduzierung von CO₂-Emissionen und der Wandel hin zu einer postfossilen Gesellschaft sind eine anspruchsvolle Aufgabe. Deshalb sollten wir rechtzeitig an den Baum, die Bank und die Boule-Bahn denken! Der Basler Kompass gibt mit den Punkten «Stadt mit Aufenthaltsqualität» und «Stadt als Lebensraum» Hinweise, wie eine gesunde, lebenswerte und zukunftsfähige Stadtgesellschaft gestaltet werden kann.

Die Balance zwischen gezielten Verbesserungen und Möglichkeitsräumen ist die Grundlage für lokale Aneignung und Mitgestaltung. Oft zeigen sich die tatsächlichen Bedürfnisse erst im täglichen Gebrauch. Umweltgerecht entscheiden heisst daher auch, bestimmte Optionen bewusst offen zu halten. Im Kleinen ist dies einfacher umsetzbar als im Grossen – bleiben wir also aufmerksam und knüpfen weiter am Netz der kleinen Helfer für ein lebenswertes Basel.



Basler Kompass

MEHR EINLADENDE AUFENTHALTSBEREICHE

Richtpläne zeigen die gewünschte und stufengerecht abgestimmte räumliche Entwicklung eines Kantons, einer Gemeinde oder eines Teilgebietes in den nächsten 15 bis 20 Jahren auf. Sie sind für die Behörden verbindlich und formulieren Grundsätze und Anweisungen, um die angestrebten Ziele zu erreichen. Im Gegensatz zu kantonalen und kommunalen Richtplänen beziehen sich Teilrichtpläne nur auf ein Teilgebiet (z.B. Stadtteil Gundeldingen) oder nur auf ein Sachgebiet (z.B. Freiraumplanung). Richtpläne bestehen aus einem Bericht und einer Karte, in welcher die Festlegungen verortet sind.

Der Prozess zum neuen Teilrichtplan Freiräume wird von einer externen Gruppe mit Vertretungen aus Vereinen und Organisationen sowie Nutzergruppen begleitet. An zwei von insgesamt drei Workshops wurden Ziele und Handlungsfelder diskutiert. Dabei standen Themen wie Inklusion, Begrünung, Biodiversitätsförderung oder auch die Transformation von Strassenräumen im Vordergrund. Auch die Öffnung von Pausenhöfen sowie die Umgestaltung der Schulumgebung wurden als wichtig eingestuft. Bis im Sommer 2026 soll ein erster Entwurf des Teilrichtplans Freiräume vorliegen. Die breite Öffentlichkeit wird diesen Entwurf im Herbst 2026 an einer öffentlichen Feedbackveranstaltung diskutieren. Ein Entwurf des Teilrichtplans wird voraussichtlich im Jahr 2027 dem Regierungsrat zum Beschluss vorgelegt werden.



Weitere Informationen zum neuen Teilrichtplan Freiräume

Teilrichtplan Freiräume – Basel plant für ein grünes Morgen

Basel wächst – und muss zugleich Antworten auf die Herausforderungen des Klimawandels finden. Der Teilrichtplan Freiräume setzt Impulse, wie unsere Stadt trotz steigender Hitze und Verdichtung lebenswert bleibt: mit mehr Grün, mehr Schatten und mehr Freiraum für alle.

Sommer 2045 – die Stadt Basel ist auf 201000 Einwohnerinnen und Einwohner angewachsen, das sind 15000 mehr als noch vor 20 Jahren. Wieder ist es ein heisser Sommer, wie er inzwischen üblich ist: 25 bis 40 Hitzetage in fast unerträglich langen Hitzewellen, doppelt so viele Tropennächte wie noch vor zwei Jahrzehnten und kaum ein Tropfen Regen den ganzen Sommer über. An den heissen Tagen sind die Parks, Gartenbäder und die Rheinpromenade überfüllt, Schattenplätze sind sehr beliebt und genauso rar! Die glühend heissen asphaltierten Strassen machen den Weg zum nächsten angenehmen kühlen Ort zu einer echten Herausforderung. Um die heutige Lebensqualität in Basel auch in Zeiten der zunehmenden Hitze und bei weiterem Bevölkerungswachstum zu erhalten, müssen wir unsere Stadt dringend anpassen. Der Teilrichtplan Freiräume zielt darauf ab, die Transformation unserer Stadträume zu klimaresilienten, lebenswerten Aufenthaltsorten gezielt anzugehen.

Mehr Menschen benötigen – neben zusätzlicher Wohnfläche – auch mehr öffentliche Freiräume für Freizeit und Erholung. In Basel rechnen wir mit einem Richtwert von neun Quadratmetern Freiraumbedarf pro Einwohnerin und Einwohner. Das entspricht circa 135 000 m² – eine Fläche, ungefähr eineinhalb Mal so gross wie der Kannenfeldpark!

Unsere Stadt braucht also mehr Freiraum. Doch wo finden wir Platz für eineinhalb weitere Kannenfeldparks? Wie werden die Wege dorthin möglichst attraktiv gestaltet und wie können sie an heissen Sommertagen für Kühlung und Schatten sorgen? Das Potenzial für neue grossflächige Freiräume ist – bis auf Möglichkeiten in den Transformationsarealen – gering, daher fokussiert der Teilrichtplan Freiräume unter anderem auf unsere bestehenden Strassenräume.

Insbesondere in Gebieten mit heute schon wenigen öffentlichen Freiräumen sowie in stark hitzebelasteten Quartieren sollen Strassenräume klimaangepasst umgestaltet werden. Das heisst: mehr entsiegelte Flächen, mehr Begrünung, mehr einladende Aufenthaltsbereiche, mehr erlebbares Wasser und mehr Bäume – und zwar möglichst grosse und langlebige Bäume. Letztere benötigen ausreichend Platz, sowohl an der Oberfläche als auch im Untergrund.

Der Strassenraum ist bereits jetzt ein stark genutzter und planerisch umkämpfter Ort: Fussgängerinnen und Fussgänger, Velofahrende, Bus und Tram, fahrende und parkierte Autos, Lieferverkehr, Rettungsachsen, Boulevardgastronomie, Ver- und Entsorgung, Veranstaltungen und vieles mehr teilen sich die knappe Fläche. Auch unter der Oberfläche ist es eng: Leitungen für Wasser, Abwasser, Strom, (zurzeit noch) Gas, Telekommunikation und Fernwärme verlaufen dicht gedrängt und bislang oft ungeordnet.

Nun die Good News: 2045 – dann ist Basel schon seit acht Jahren klimaneutral. Gemäss der kantonalen Klimaschutzstrategie wird unser motorisierter Individualverkehr um ein Drittel abgenommen haben. Heute ist noch ein grosser Anteil des öffentlichen Raums mit Flächen für den fahrenden und ruhenden Autoverkehr belegt. Durch die Abnahme des Autoverkehrs gewinnen wir genau diesen Platz für Grünraum, Erholung und Aufenthaltsbereiche zurück.

Dies ist einer von mehreren zentralen Ansatzpunkten des Teilrichtplans Freiräume. Als richtungsweisende und behördenverbindliche Planungsgrundlage zeigt er die nächsten Schritte auf dem Weg zu einem grüneren Basel mit attraktiven und angenehm temperierten Aufenthaltsräumen auf. Damit setzt er wichtige Impulse, um auch in Zeiten des zunehmenden Klimawandels unsere gewohnt hohe Lebensqualität aufrechtzuerhalten.



Die Fassaden der aus unterschiedlichen Jahrhunderten stammenden Gebäude am Marktplatz beziehen sich auf diejenigen in der unmittelbaren Umgebung

Denkmalpflege für eine lebenswerte Stadt

Die Denkmalpflege trägt ihren Teil dazu bei, die Stadt Basel attraktiv und lebenswert zu erhalten. Basel hat eine Geschichte, die in Büchern beschrieben und in Museen präsentiert wird, die aber auch jede Bewohnerin und jeder Bewohner selbst erfahren kann. Erleben knüpft sich an Orte und Räume: Mit offenen Augen können Spuren von Vergangenen gesehen werden und Erinnerungen an Gehörtes und selbst Erlebtes wachgerufen werden.

der Stadt. Beim zweiten Blick stellt sich heraus, dass die historische Gestalt der Stadt keineswegs willkürlich und zusammenhanglos ist.

Am Marktplatz zum Beispiel wird die östliche Längsseite vom Rathaus mit seinem Turm und der roten Farbe dominiert. In sich ist es ein Komplex aus mehreren Bauzeiten: Während der Ursprungsbau von 1514 mit den drei offenen Arkaden am Anfang des 17. Jahrhunderts in fast identischer Formensprache erweitert wurde, sprengen die um 1900 errichteten Anbauten des Turms und der Neuen Kanzlei die Dimensionen, um dem Gebäude am damals vergrösserten Marktplatz eine stärkere Präsenz zu verleihen. Das Geschäftshaus zum Gold, 1952 nach Plänen von Hans Von der Mühl und Paul Oberrauch anstelle zweier schmaler Häuser errichtet, setzt sich mit der umgebenden Architektur auseinander. Vom Mittelbau des Rathauses wurde die Traufhöhe übernommen und die durchbrochene Attika entstand in Analogie zum Zinnenkranz des Rathauses. Mit dem hellgrauen Hartsandstein bildet das Haus zum Gold zusammen mit dem Gebäude der 1858 errichteten «Bank in Basel» (Marktplatz 11) eine farbliche Klammer um das Rathaus. Die von Heinrich Barz im Büro Suter & Suter entworfene gelbliche Fassade der Globus-Erweiterung von 1976 nimmt den geraden Fassadenabschluss und die Höhe vom Haus zum Gold auf und flankiert mit diesem zusammen den Einschnitt des Martinsgässleins. Die schmalen hochrechteckigen Fenster gleichen sich sowohl dem Fensterraster des Globus-Hauptgebäudes als auch dem des Rathauses an.

Schon lange ist erkannt, dass nicht nur die grossen, auffallenden und von namhaften Architekten errichteten Gebäude Denkmalwert haben. Die Atmosphäre einer Stadt wird oft auch durch unscheinbare Elemente bestimmt, die für sich genommen nicht wertvoll erscheinen, aber insgesamt zum Charakter eines Ortes beitragen oder diesen erst formen. Diese Wirkung, die entsteht, wenn sich Einzelteile aus verschiedenen Zeiten zu einem neuen Ganzen zusammenfügen, beruht auf der historischen Substanz der Bauten und Anlagen, die unersetzlich ist. Diese zu schützen und zu neuen, denkmalverträglichen Nutzungen beizutragen, ist Kernaufgabe der Denkmalpflege.

In diesem vielschichtigen Muster von Altem, Nicht-so-Altem und Neuem kann man sich verorten, die eigene Position finden und aktiv an der Gestaltung der Gegenwart und der Zukunft mitwirken. John Ruskin formulierte um 1849, dass die originale Bausubstanz besser als jede schriftliche oder mündliche Überlieferung eine «Beredsamkeit» (voicefulness) ausstrahle, die von vergangener Arbeit der Vorfahren und von einstigen Geschehnissen zeuge, die sich an den Bauwerken und um sie herum ereignet haben. Bauten sind jedoch nicht nur Orte, in denen oder an denen etwas Bemerkenswertes geschehen ist, sondern sie sind selbst Ergebnisse eines Prozesses. In ihrer materiellen Substanz sind Baugewohnheiten und Erfahrungen konserviert. An ihnen lässt sich die jeweilige Verfügbarkeit von Steinen, Holz und anderen Materialien ablesen. Nutzungsspuren und Vernetzungen mit der technischen Infrastruktur lassen einstige Lebensbedingungen erkennen, Dekorationsformen verweisen auf vergangene Vorstellungen und Wünsche.

In einer historischen Stadt gibt es praktisch keine homogene Bebauung. Mit einem Blick werden stets Häuser und Anlagen aus verschiedenen Zeiten erfasst, die ihrerseits Spuren von andauernden Veränderungen aufweisen. Daraus ergibt sich von selbst eine Mannigfaltigkeit, die auf den ersten Blick zufällig erscheint. Weil sie aber einzigartig ist, formt sie ein individuelles und wiedererkennbares Muster

DIE ATMOSPHERE EINER STADT WIRD AUCH DURCH UNSCH EINBARE ELEMENTE BESTIMMT.

Park und Pavillon in Basel – Architektur als soziale Bühne

In Basel haben Pavillons in den letzten zwei Jahrzehnten eine neue Bedeutung erlangt. Sie sind architektonische Schmuckstücke in öffentlichen Grünanlagen, soziale Treffpunkte und kulturelle Bühnen in einem. Die öffentlichen und verpachteten Bauten interagieren mit den Parks und umgekehrt. Sie bilden Anker, sind Anlaufstellen, bieten Dienstleistungen an und versorgen die Besucherinnen und Besucher der wichtigen städtischen Grünflächen. Nicht zuletzt stiften sie Identität für die Quartierbevölkerung.

Während der Park traditionell als Ort der Erholung gilt, eröffnen die Pavillons neue Perspektiven: Sie schaffen Räume für Austausch, Gastronomie, Veranstaltungen – und beleben die Stadt im Kleinen wie im Grossen. Nicht zuletzt sorgen sie auch für eine soziale Kontrolle.

Alle diese Bauten zeigen, dass Pavillons in Basel weit mehr sind als reine Zierde. Sie sind Orte der Gemeinschaft, kleine architektonische Experimente und Impulsgeber für die Entwicklung urbaner Grünräume und Plätze. Für den Hochbau von Städtebau & Architektur sind diese Bauaufgaben die «Perlen» der Arbeit. Jede für sich ist einzigartig – mit wenig Technik und viel Wirkung.



Parkcafé → Winkelriedplatz

Mit Spannung wird das Parkcafé am Winkelriedplatz von Pesenti Schütz Architektur erwartet, welches derzeit in Planung ist. Beim Umbau des eingeschossigen Trafogebäudes zeigt sich die städtebauliche Relevanz neuer Pavillons: Sie sollen nicht nur Park und Quartier verbinden, sondern auch Nachbarschaften beleben und sichere Orte mit Aufenthaltsqualität bilden.



Kleiner Wassermann → St. Johannspark

Mit der Neugestaltung des St. Johannsparks wurde 2012 ein neuer Pavillon eröffnet. Der federleichte Holzbau ist Resultat eines Wettbewerbs, den das Architekturbüro Burckhardt + Partner für sich entschieden hatte. Heute finden sich darin das Café «Kleiner Wassermann» und der Neutrale Quartierverein St. Johann. Als offener Ort für Familien, Spielgruppen, Veranstaltungen und Kultur zeigte er über Jahre als Pionier, wie flexibel Pavillons in der Nutzung sein können.



Zum Kuss → Elisabethenanlage

Zentral gelegen ist das Café «Zum Kuss» in der Elisabethenanlage. Auch hier hat die Umgestaltung des ehemaligen «Totenhügli» (Kapelle von 1850) den Park aus dem Dornröschenschlaf geweckt. Park und Gastronomieangebot haben sich gegenseitig positiv beeinflusst, worauf sich ein heute vorzeigbarer Volkspark entwickelte, den auch Touristinnen und Touristen nach Ankunft am Bahnhof SBB wahrnehmen. Christ & Gantenbein haben die Kapelle 2011 umgebaut. Auffälligstes Merkmal ist der minimalistische und doch markante Eingriff mit dem grossen, runden Fenster.



Pavillon im Park → Schützenmattpark

Der Schützenmattpark verfügt schon seit 2002 über einen 170 m² grossen «Pavillon im Park», der durch seine konzeptionelle Gestaltung besticht. 42 Teams wurden zum viel beachteten Wettbewerb zugelassen. Barcelo Baumann Architekten erhielten den Zuschlag, einen Ersatzneubau für den alten Musikpavillon zu entwerfen. Zwei Blöcke in Holz mit Küche und Diensträumen des Restaurants schliessen symmetrisch an den Gastraum und die transparente Sichtachse unter dem schwebenden Dach an. Gastronomie und Umgebung verschmelzen, die Grenzen zwischen Innen- und Aussenbereich sind verwischt. Der treffende Entwurf für diesen Ort hat nach wie vor absolute Berechtigung.



Breite Kiosk → Liestaleranlage

Mit dem Breite Kiosk erhielt die Liestaleranlage 2016 eine Aufwertung – ein kleines, aber wichtiges Beispiel für die Rolle von Pavillons im Alltagsleben. Der minimalistische Holz- und Betonbau von Reuter Architekten verbindet Versorgung und Aufenthaltsqualität an einer stark frequentierten Strasse. Die 90 m² grosse und helle Überdachung bietet einen niederschweligen Treffpunkt, an dem man sich auch nach Ende der Ladenöffnungszeiten und bei schlechtem Wetter aufhalten darf. Dank den Betreibern ergab sich sowohl für Anwohnerschaft wie Pendelnde ein Mehrwert.



Gärtnerhaus → Schwarzpark

Etwas versteckter, aber architektonisch umso reizvoller ist das 2025 wiedereröffnete Gärtnerhaus von 1862 im Schwarzpark. Ursprünglich als Wohn- und Arbeitsort mit Stallungen konzipiert, wird das Gärtnerhaus heute als kultureller Ort wahrgenommen – ein Beispiel für die gelungene Umnutzung historischer Kleinarchitekturen. Das Baubüro in situ hat sich bei der Sanierung jedem Detail auf den rund 700 m² angenommen und eine nachhaltige Augenweide geschaffen. Kürzlich sind nun Gewerberäume und ein kleines Café eröffnet worden, welche zu einer Neuentdeckung einladen.



Kindertankstelle → Oekolampad-Anlage

Ein schönes Beispiel ist die «Kindertankstelle» in der Oekolampad-Anlage (2018, Caesar Zumthor Architekten). Der verspielte Infrastrukturbau aus Holz und rezyklierten Klinkern dient den Kindern beim Spielen auf dem neuen Spielplatz. Kletterfindlinge aus Bondo und Wiese bleiben durch den geschickt platzierten, 60 m² grossen Baukörper gut überblickbar und der offene Bau wird zur Anlaufstelle für Familien. Die architektonische Entwicklung geschah zeitgleich und im engen Austausch mit der Umgestaltung der Oekolampad-Anlage durch die Stadtgärtnerei.

Chrissie Muhr ist Architektin, Researcher und Kuratorin in Basel. Sie ist Managing und Artistic Director der Experimental Foundation in Berlin. Sie fördert experimentelle, praxisbasierte Ansätze und Vermittlung für nachhaltige Architektur an der Schnittstelle von Forschung, Lehre, Kultur, Praxis und Gesellschaft.



28 × Lebenswerte Stadt – Ein Städtedialog mit Basel

Transformation und Zukunft – für eine vielfältige Baukultur

Wie gestalten wir Städte, die nicht nur lebenswert, sondern auch zukunftsfähig sind? Das vierte und abschliessende Panel der Reihe *Ein Städtedialog mit Basel*, die begleitend zur Ausstellung *Lebenswerte Stadt – 28 × Stadtentwicklung in Dänemark* von Mitte August bis Mitte September 2025 im Museum Kleines Klingental stattfand, brachte führende Expertinnen und Experten aus Dänemark und der Schweiz zur Reflektion und zum Ausblick zusammen: Kathrin Susanna Gimmel (JAJA Architects, Dreyers Fond), Silke Langenberg (ETH Zürich), Anne Pfeil (Bundesamt für Kultur, Sektion Baukultur) und Beat Aeberhard (Kantonsbaumeister Basel-Stadt) diskutierten gemeinsam mit Nicolai Bo Andersen und Victor Boye Julebæk (beide Royal Danish Academy, Cultural Heritage, Transformation and Conservation – Centre for Sustainable Building Culture) – moderiert von Chrissie Muhr.

Kopenhagen gilt seit Jahrzehnten als Labor für nachhaltige Stadtplanung – vom Fünf-Finger-Plan von 1947 über Jan Gehls *A Metropolis for People* und das *Eco Metropolis*-Projekt bis zum *CPH Climate Plan 2012* mit Klimaneutralitätsziel 2025 und den jüngsten *Copenhagen Lessons 2023*. Auch Basel denkt und plant mit dem *Forum Städtebau ›Basel 2050‹* die lebenswerte Stadt von morgen. Der Dialog zwischen der Schweiz und Dänemark setzte Impulse dazu, wie Baukultur historische Erfahrung, Material-Ökologien, gemeinschaftliche Entscheidungsprozesse und Praktiken für unsichere Zukünfte zusammenführt – im kritischen Dialog mit den Themen der Ausstellung *Lebenswerte Stadt*, wie Daniel Schneller, Kantonaler Denkmalpfleger und Direktor des Museums Kleines Klingental, sie in seiner Begrüssung skizzierte: gute Gestaltung, Ökologie, Vielfalt, Pflege des Bestands und Erhaltung sozialer Milieus als Brücke zwischen Politik, Wirtschaft und Gesellschaft.

Historischer Kontext und nachhaltige Zukunft von Baukultur

Nicolai Bo Andersen und Victor Boye Julebæk reflektieren in ihrer Einführung die Baukultur, im Bestehenden und als Vorwegnahme auf das Kommende: Was bedeutet Baukultur heute, weshalb wird sie umso dringlicher in unsicheren Zeiten, und was sollten wir kommenden Generationen weitergeben? Dabei erinnern sie an Vitruv, der die Entstehung menschlicher Gesellschaften mit der Entdeckung des Feuers verknüpfte: Feuer ermöglichte Schutz, Versammlung und Wissensaustausch – die ersten experimentellen Praktiken einer Baukultur. Heute jedoch droht uns das Paradox: Was Zivilisation möglich machte, gefährdet sie zugleich, wenn wir fossile Ressourcen und Ökosysteme unverantwortlich nutzen.

In einer sich wandelnden Welt, argumentieren sie, müssen wir unterscheiden zwischen *Handing over* – dem passiven Weitergeben von Wissen und *Handing down* – der aktiven Weitergabe von Verantwortung und Handlungsmacht. In Dänemark gibt es derzeit eine rege Diskussion darüber, wie wir uns an neue Realitäten anpassen und welche Veränderungen dafür notwendig sind. Ein prägnantes Beispiel für eine neue Generation von Baukultur, die Verantwortung, Bildung und Handwerk verbindet, ist das dänische Pilotprojekt und Manifest *Apprentices for Sustainability*¹, das aus dem Umfeld des Danish Green Youth Movement hervorging: Respekt vor planetaren Grenzen, Diversität und Sicherheit, Förderung von Gemeinschaft, Bildung der nächsten Generation und Schutz gemeinsamer Werte.



In der Diskussion, Silke Langenberg (2.v.r.) erläutert den Transformationswert mit Chrissie Muhr und Victor Boye Julabaek (4.v.r.)

Daniel Schneller

ist Kantonaler Denkmalpfleger, Leiter Kantonale Denkmalpflege des Kantons Basel-Stadt und führt als Direktor das Museum Kleines Klingental.

Victor Boye Julebæk

ist Architekt, PhD, und Associate Professor an der Royal Danish Academy – Centre for Sustainable Building Culture, wo er das Masterprogramm Cultural Heritage, Transformation and Conservation leitet. Sein übergeordnetes Forschungsthema sind die Materialien der Transformation.

Nicolai Bo Andersen

ist Architekt und Professor an der Royal Danish Academy, wo er das Centre for Sustainable Building Culture und das Masterprogramm Building Culture – Sustainability, Strategy and Transformation leitet. Sein Forschungsschwerpunkt liegt auf der Poetik der Transformation sowie auf Nachhaltigkeit und Baukultur.

Silke Langenberg

ist Professorin für Konstruktionserbe und Denkmalpflege an der ETH Zürich. Ihre Professur ist dem Institut für Denkmalpflege und historische Bauforschung sowie dem Institut für Technologie in der Architektur zugehörig.

Kathrin Susanna Gimmel

ist Gründungspartnerin von JAJA Architects und Vorstandsmitglied des Dreyers Fond, wo sie innovative Projekte zu nachhaltiger Architektur und Materialanwendungen entwickelt und fördert.

Anne Pfeil

ist seit 2024 Leiterin des Dienstes Grundlagen und Projekte der Sektion Baukultur im Schweizerischen Bundesamt für Kultur (BAK) in Bern und Mitglied des Runden Tisches von Baukultur Schweiz. Beim BAK ist sie u.a. verantwortlich für die Verbreitung und Umsetzung des Konzeptes einer hohen Baukultur auf nationaler und internationaler Ebene.

Beat Aeberhard

ist Kantonsbaumeister des Kantons Basel-Stadt und leitet die Dienststelle Städtebau & Architektur, die die Bereiche Raumplanung, Städtebau, Stadt-raum, Hochbau, Gebäudemanagement und Kantonale Denkmalpflege umfasst.

Wie können wir Baukultur in einer instabilen, sich rasch verändernden Welt aktiv gestalten? Welche Methoden und Prinzipien lassen sich aus der Geschichte ableiten, und wie können sie Zukunftsfähigkeit, Gemeinschaft und ökologische Verantwortung miteinander verbinden? Das 1990 von Voyager 1 aufgenommene Foto der Erde – *Pale Blue Dot* – zeigt unseren Planeten als winziges Staubkorn im Sonnenstrahl. Das unterstreicht angesichts des rasant voranschreitenden Klimawandels nochmals unsere Verantwortung für Städte, Baukultur und Umwelt.

Lösungsansatz Baukultur

Das Panel eröffnete mit den Fragen von Nicolai Bo Andersen und Victor Boye Julebæk: Wie verstehen wir den Begriff Baukultur – und welche Bedeutung messen wir ihm in einer Zukunft bei, die, wie wir wissen, unsicher ist? Damit verbunden ist die Frage nach dem Wert: Wir können nicht alles erhalten. Was bewahren wir, und was geben wir auf?

Silke Langenberg (SL) An der ETH verfolgen wir in Forschung und Lehre häufig den Ansatz *Making the Past productive*. Das betrifft einerseits das, was bereits vorhanden ist – also die materiellen Werte – und wie wir diese kultivieren. Andererseits geht es auch um die immateriellen Werte: das Wissen über Baukultur, das uns aus der Vergangenheit zur Verfügung steht. Oft gilt Denkmalpflege als rückwärtsgewandt oder konservativ. Doch wir versuchen, sie aus dieser Ecke herauszuholen und die Fortschrittlichkeit der Ansätze zu betonen. Wir arbeiten nicht nur mit der Vergangenheit, sondern immer in der Gegenwart – mit dem Blick auf die Zukunft: Wie können wir bestehende Gebäude an die nächste Generation weitergeben, materiell und immateriell?

Genau hier liegt die Herausforderung. In der Denkmalpflege gilt das historische Objekt und seine Substanz als höchster Wert. Das stellen wir nicht in Frage, versuchen die Objekte aber differenzierter zu betrachten und entsprechend ihrem materiellen, historischen, technischen oder wissenschaftlichen Wert zu behandeln.

Wir haben dafür kürzlich einen neuen Wert in die Diskussion eingeführt: den *Transformationswert* der gebauten Umwelt. Er beschreibt Objekte, die bewusst für Veränderung vorgesehen sind. Gerade im Kontext unsicherer Zukünfte kann darin enormes Potenzial liegen – auch wenn es uns als Denkmalpflegerinnen und Denkmalpfleger in schwierige Situationen bringt. Denn was tun wir mit etwas, das per Definition nicht konserviert oder restauriert, sondern transformiert werden soll?

Ich denke, unsere Aufgabe ist es, die Forschung voranzutreiben, die nicht nur die Probleme von heute adressiert, sondern jene, die in fünf oder zehn Jahren auf uns zukommen. Das ist die eigentliche Herausforderung.

Anne Pfeil (AP) Ich möchte zunächst den Begriff *Baukultur* präzisieren. Auf nationaler und internationalen Ebene sprechen wir bewusst seit der Erklärung von Davos von *Baukultur*. Der Grund: Wir wollen den Blick nicht nur auf Gebäude richten, sondern auf den gesamten Lebensraum, den wir gestalten – Architektur, Landschaft, öffentliche Räume ebenso wie die Prozesse, die diese Entwicklung prägen.

Im *Davos Qualitätssystem für Baukultur*² wird dies konkretisiert. Dort werden acht Kriterien für eine hochwertige Baukultur beschrieben – von Governance und Funktion über Umwelt und Kontext bis hin zu Schönheit. Gerade Schönheit ist ein Aspekt, über den wir in den letzten Jahrzehnten kaum noch gesprochen haben, der aber ein wesentlicher Aspekt für die Qualität von Orten ist.

Wir alle gestalten täglich Baukultur – bewusst oder unbewusst –, indem wir Räume nutzen, verändern und bewerten. Doch in den letzten Jahrzehnten ist viel von dem verloren gegangen, was historisch gewachsene Städte und Quartiere lebenswert gemacht hat. Neue Siedlungen weltweit, nicht nur in Europa, zeigen, dass menschlich orientierte Qualitäten oft fehlen: Identität und Authentizität.

Die aktuellen Herausforderungen machen dies besonders sichtbar: Resilienz, Klimaanpassung, Bezahlbarkeit, sozialer Zusammenhalt, Kreislaufwirtschaft, der Umgang mit Katastrophen wie Überschwemmungen oder Erdbeben, die mittlerweile auch in unseren Breitengraden Realität sind.

Gerade deshalb halte ich es für gefährlich, die Lehren der Vergangenheit aufzugeben. Im Umgang mit dem historischen Bestand geht es nicht nur um das Bewahren, sondern um eine *kontinuierliche Transformation* unseres unmittelbaren Umfelds: Was können wir nutzen, was können wir weiterentwickeln, was dürfen wir auch loslassen?

Die Lösung liegt daher nicht in völlig neuen Ideen, sondern in einem ortsspezifischen, kontextbezogenen Weiterbauen – in jeder alltäglichen Entscheidung. Und diese Entscheidungen sollten immer reflektieren: Welchen Beitrag leisten wir zur Gesellschaft, zur Gleichheit, zur Schönheit und zum menschlichen Masstab? Baukultur bedeutet, Räume zu schaffen, die den Menschen in den Mittelpunkt stellen. Dabei geht es nicht allein um funktionale Anforderungen, sondern auch um kulturelle Bedürfnisse der Menschen, wie dem nach Schönheit und Ortsverbundenheit.

Ökonomische und politische Aspekte der Baukultur

Baukultur ist hochpolitisch: Sie erfordert die Beteiligung aller – von der Bevölkerung bis zu Investorinnen und Investoren – und die Bereitschaft, auch unbequeme ökonomische und regulatorische Fragen anzugehen.

Chrissie Muhr (CM) Welche Barrieren sehen Sie konkret? Wie unterscheiden sich die Herausforderungen in der Schweiz und in Dänemark?

Kathrin Susanna Gimmel (KSG) Ich erlebe heute, dass unsere Baukultur sehr fragmentiert ist. Baukultur besteht nicht nur aus dem, was wir bauen, sondern auch daraus, wie wir bauen – und wer es baut. Momentan sehe ich zwei Pole: Auf der einen Seite gibt es die Forderung, gar nicht mehr zu bauen. Auf der anderen Seite wird für ein Weiter-so plädiert, nur mit ein paar weiteren Zertifikaten. Das spaltet.

Die Frage ist: Wie kann Baukultur als gemeinsame Praxis weiterentwickelt werden, um den Herausforderungen unserer Zeit wirklich zu begegnen?

Gleichzeitig erleben wir eine stark bürokratisierte Baukultur: Alles muss dokumentiert, reguliert, abgesichert werden. Letztendlich dreht sich vieles um die Frage nach Kosten, Risiken und Verantwortlichkeiten. Aber wie können wir diese Hindernisse beiseiteschieben, um wirklich mit Baukultur zu arbeiten – jenseits von Formalien? Das scheint mir eine zentrale Herausforderung.

Die Bauwirtschaft – und damit auch die Baukultur – ist zutiefst vom Geld geprägt. Wenn wir also Baukultur verändern wollen, müssen wir auch unsere Haltung zu Geld und unsere gesellschaftliche Organisation verändern. Das ist zunächst ein politisches Thema.



Mit Konditaget Lüders PARK'N'PLAY schaffen JAJA Architects rund um ein innerstädtisches Parkhaus einen neuen urbanen Treffpunkt und Erlebnisraum im Nordhavn von Kopenhagen

Programmübersicht

Begleitend zur Ausstellung *Lebenswerte Stadt – 28 x Stadtentwicklung in Dänemark. Ein Städtedialog mit Basel* der Königlich Dänischen Botschaft in Berlin und des Dänischen Stadtplanungslabors, in Kooperation mit Städtebau & Architektur Basel-Stadt, Forum Städtebau «Basel 2050» und der Kuratorin Chrissie Muhr fanden vier öffentliche Dialogveranstaltungen statt.

Als «dialogische Klammer» begleiteten Prof. Nicolai Bo Andersen und Victor Boye Julebaek (Royal Danish Academy) alle Termine mit thematischen Inputs.

13. August 2025

Lebenswerte Stadt?

Vernissage und Podium mit Input *The City as Archive*.

Mit Tina Saaby (Dansk Byplanlaboratorium), Beat Aeberhard (Kantonsbaumeister Basel-Stadt). Moderation: Andreas Kofler.

27. August 2025

Regenerative Stadt

Stadtspaziergang Lysbüchel & Podium mit Input *Material Ecologies*.

Mit Anne Beim, Line Kjær Fredriksen (CINARK), Søren Nielsen (Vandkunsten), Friederike Kluge (alma maki), Nuno Silva (Studio Hammer). Moderation: Chrissie Muhr.

10. September 2025

Gemeinsam Stadt bauen

Stadtspaziergang Riehenteich & Podium mit Input *Finding Common Ground*.

Mit Justine Bell (Djernes & Bell), Tore Banke (Third Nature), Charlotte Truwant & Dries Rodet (Truwant + Rodet+), Juan Brunetti (Studio Céline Baumann). Moderation: Andreas Kofler.

24. September 2025

Baukultur in Dänemark und der Schweiz

Finissage & Podium mit *Practices for an Uncertain Future*.

Mit Kathrin Gimmel (JAJA Architects / Dreyers Fond), Prof. Dr. Silke Langenberg (ETHZ), Anne Pfeil (BAK), Beat Aeberhard (S&A BS). Moderation: Chrissie Muhr.

WIE KÖNNEN WIR BAUKULTUR IN EINER INSTABILEN, SICH VERÄNDERNDEN WELT AKTIV GESTALTEN?

Es geht um Besteuerung beim Kauf und Verkauf von Immobilien, Zugang zu Krediten, Rahmenbedingungen für Neubauten. Darf der Markt einfach so von Immobilienentwicklern gesteuert werden, oder sollten Regeln stärker vorschreiben, was gebaut werden darf und wie es verkauft werden kann? Solche Veränderungen erfordern tiefgreifende politische Eingriffe.

Politikerinnen und Politiker setzen die Regeln – sie werden von Bürgerinnen und Bürgern gewählt, die oft selbst finanziell betroffen wären, etwa durch höhere Steuern auf Immobiliengewinne. Das macht Veränderungen schwierig.

Ein weiteres Beispiel sind die Pensionskassen: Sie sind für die Altersvorsorge der Bevölkerung wichtig, investieren aber oft in Immobilien, die wiederum enorme ökologische Folgen haben. Das zeigt: Baukultur ist eng mit wirtschaftlichen und politischen Rahmenbedingungen verknüpft – und es braucht umfassende Lösungen, um sie wirklich nachhaltig zu gestalten.

Beat Aeberhard (AeB) Die Frage der Baukultur ist eine sehr grosse Frage, die sich nicht leicht beantworten lässt. Für mich beginnt sie mit Grundwerten wie Demut und Respekt – Respekt vor dem, was bereits da ist, und vor unserer Umgebung. Demut bedeutet auch, sich bewusst zu machen: Was kann ich überhaupt in einer Welt verändern, die sich so schnell wandelt?

Dabei geht es nicht nur um materielle Artefakte und deren Wert – auch das Wissen, die Handwerkskunst und die Bildung spielen eine zentrale Rolle. Das bedeutet, dass sich das Berufsbild dramatisch erweitern muss: Es geht um ökologische, soziale, kulturelle und klimatische Anpassungsaspekte. Wir befinden uns in einem grundlegenden Paradigmenwechsel.

Baukultur ist hochpolitisch. Es braucht regulatorische Rahmenbedingungen, CO₂-Bepreisung und ein Umdenken in Finanzierungsfragen – gerade auch in Bezug auf Wohnraum und Pensionskassen. Gleichzeitig müssen wir die Bevölkerung stärken und beteiligen. Die Menschen sind

Expertinnen und Experten des Alltags, sie kennen ihre Bedürfnisse vor Ort. Ich denke, genau das ist entscheidend.

Ein Beispiel: Bei der Präsentation der neuen Pläne für die Umgestaltung des Hafenareals hörte ich zahlreiche Anliegen der Anwohnenden. Sie wünschten sich sichere Räume für Begegnung, für Kinder, für den Alltag – Orte, die nicht konsumorientiert sind, sondern Raum geben zum Sein. Solche Perspektiven müssen ernst genommen werden.

Wir müssen darauf achten, dass Baukultur nicht zu einem elitären Diskurs wird. Viele Menschen leben in den Agglomerationen oder ausserhalb der inneren Stadtzentren, und oft wird die Diskussion nur am Beispiel der Innenstadt geführt – in Städten wie Basel oder Zürich. Wir müssen Stra-

tegien entwickeln, um alle Ebenen der Stadtgesellschaft und des Stadtlebens einzubeziehen.

Baukultur erfordert daher zwei Ansätze: Wir müssen die Menschen befähigen, ihre Umwelt aktiv mitzugestalten, und gleichzeitig die Qualität der Konzepte vermitteln, damit sie für alle nachvollziehbar werden. Es geht darum, aus Erfahrungen der Vergangenheit und der Gegenwart zu lernen und zugleich aktiv die Zukunft zu gestalten.

AP Mit dem Schaffen eines entsprechenden Bewusstseins bei den Entscheidungsträgern und -innen wird ermöglicht, zukunftsfähige Gesetze zu erlassen, Regeln zu definieren und die realen Kosten unseres Handelns zu berechnen. Das ist entscheidend, denn viele Kosten – für Gesundheit, Sicherheit, sozialen Zusammenhalt oder Integration – werden derzeit nicht erfasst. Uns fehlt das Wissen, wie wir diese externen Kosten quantifizieren können.

Auf nationaler Ebene ist das eine enorme Herausforderung. Deshalb sind Initiativen wie die globale *Davos Baukultur Allianz*³ so wichtig: Hier versuchen wir, gemeinsam mit Investoren, dem privaten Sektor, der Gesellschaft und der Verwaltung Lösungen zu finden. Es braucht einen mentalen Wandel – ein neues Denken, um Probleme gemeinsam anzugehen.

Für die Berufsgruppen bedeutet das, transdisziplinär zu denken und zu handeln. Wir müssen von einer sektoralen Sicht auf Planung und Handlung zu einer ganzheitlichen Perspektive wechseln. Das ist herausfordernd, gerade weil die Kosten in allen Bereichen so vielfältig sind.



Im Dialog zu Baukultur in Dänemark und der Schweiz mit u.a. Kathrin Gimmel (2.v.r.) und Beat Aeberhard (3.v.r.)

WER ENTSCHEIDET, WAS BLEIBT UND WAS GEHT, UND WIE KÖNNEN WIR VERSCHIEDENE PERSPEKTIVEN BERÜCKSICHTIGEN?



Aus alten Bahnlagerhäusern entsteht mit Banegaarden eine grüne Lebens- und Lernoase in Kopenhagen

Inklusion, Bildung und kollektive Verantwortung

Damit öffnet sich automatisch das Feld für Inklusion: Wer wird gehört, wer trifft die Entscheidungen, und wie erreichen wir alle gesellschaftlichen Gruppen? Wie können unterschiedliche Stimmen in die Stadtentwicklung einbezogen werden? Wer entscheidet, was bleibt und was geht, und wie können wir verschiedene Perspektiven berücksichtigen?

CM Was sind die ganz konkreten Dinge in je Ihrer täglichen Praxis oder Arbeit? Gibt es Situationen, Projekte oder Entscheidungen, bei denen Sie unmittelbar eingreifen können?



Diskussion über Baukultur und Nachhaltigkeit: Wie schaffen wir mehr Lebensqualität, Teilhabe und echte Vielfalt im Städtebau?

Gibt es konkrete Momente, in denen Sie wirklich Einfluss nehmen – etwas, das Sie gerade erlebt haben oder das zeigt, wo und wie wir wirklich etwas bewirken können?

SL Eigentlich wissen wir schon seit Jahrzehnten, was zu tun wäre – und doch passiert zu wenig und vor allem viel zu langsam. Wir reden über Ressourcen, Geld und Immobilien, aber diejenigen, die die Entscheidungen treffen, verstehen oft gar nicht, was Architektur eigentlich ist. Sie denken, wir arbeiten einfach mit *Real Estate*. Wir müssen die Menschen erreichen, die investieren und gestalten – und sie baukulturell besser ausbilden. Die jungen Architektinnen und Architekten wissen längst, was richtig ist. Aber diejenigen mit Macht und Kapital müssen wir überzeugen und aufklären. Das ist entscheidend.

CM Ist das letztlich eine Frage von Bildung? Oder liegt darin vielleicht auch die besondere Stärke der Architektur – dass sie Zukunft antizipieren und über Erzählungen wirken kann? Müssen wir stärker über Architektur sprechen, über Qualität, Schönheit, über Zukunftsbilder – statt nur über Architektur als Objekt?

SL Nein, es geht nicht nur um Narrative. Der Markt scheint nur Zahlen zu verstehen. Wenn man vorrechnet, wie absurd ihre Entscheidungen im Hinblick auf CO₂ oder Materialverbrauch sind – wenn man den wahren Preis dieser Ressourcen einführt – dann hört der Abriss sofort auf. Das ist eine gesellschaftliche oder auch politische Verantwortung, keine ästhetische Frage.

AeB Letztlich ist es eine Frage der Qualität. Wir als Gesellschaft müssen verstehen, dass ein Leben mit weniger tatsächlich bessere Lebensqualität bietet. Entscheidend dafür ist das Empowerment und die Beteiligung der Bevölkerung. Es geht darum, gemeinsam zurückzublicken, aber auch vor auszudenken und zu antizipieren, was zukünftig geschehen kann und sollte.

SL Bei unserem Projekt *A Future for Whose Past?* war es schwierig, mit Minderheiten in Kontakt zu treten. Oft sind es immer dieselben privilegierten Gruppen, die sich in Beteiligungsprozessen engagieren. Wir müssen diejenigen erreichen, die nicht ohnehin schon involviert sind. Ein Beispiel: In Zürich zeigt ein obdachloser Mann im Rahmen von Stadt-touren die für ihn wichtigen Orten – dies ermöglicht eine ganz andere Perspektive auf die Stadt. Soziale Randgruppen werden oft aus dem Stadtzentrum verdrängt; ihre Räume in Agglomerationen werden kaum wahrgenommen. Um eine inklusive Baukultur zu entwickeln, müssen wir bottom-up arbeiten. Top-down-Entscheidungen reichen nicht. Denkmalpflege und Baukultur sind weiterhin stark durch Expertinnen und Experten geprägt, aber es ist wichtig, dass auch auf neue oder andere Stimmen gehört wird. In der Schweiz ist das Erbe von Minderheiten als Teil des kulturellen Erbes anerkannt. In die Entscheidung darüber, was als Erbe von Minderheiten erhalten wird, sind sie selbst aber kaum einbezogen. Vielleicht werden am Ende die falschen Objekte für sie geschützt.

AP Wir brauchen dichtere Strukturen besonders für den Wohnraumbedarf und Landschaftsschutz, aber die Diskussion findet oft nur in den gut entwickelten Städten statt. Historische Stadtteile haben sich über lange Zeit entwickelt, oft aus schlechten Bedingungen zu hoher Lebensqualität. Agglomerationsräume müssen in Bezug auf Lebensqualität und Nutzungsvielfalt aufgewertet werden – materiell, aber auch qualitativ. Es geht darum, Wohnraum, Arbeitsbereiche und öffentliche Räume miteinander zu verbinden und eine ähnlich hohe Lebensqualität zu ermöglichen wie in den historischen Stadtteilen.

Methoden und Chancen

CM Die Diskussion über Baukultur, Nachhaltigkeit und Inklusion hat eindrücklich gezeigt, dass wir uns in einem dynamischen Spannungsfeld bewegen: Zwischen historischen Werten, materieller Substanz, ökonomischen Zwängen, sozialen Bedürfnissen und ökologischen Anforderungen. Ein zentraler Punkt ist der *Transformationswert*⁴ von Baukultur – die Fähigkeit, bestehende Räume, Materialien und Wissensbestände nicht nur zu bewahren, sondern als aktiven Prozess weiterzuentwickeln. Dieser Wert ist dynamisch, laufend im Wandel und lässt sich nur schwer in starre Kategorien oder Standards fassen.

Baukultur ist ein fortlaufender Transformationsprozess, der Wissen, Erfahrung, Empathie und Partizipation umfasst. Sie erfordert die Bereitschaft, vielfältige Perspektiven einzubeziehen, zukünftige Bedürfnisse zu antizipieren und bestehende Strukturen kritisch zu hinterfragen. Zugleich eröffnet sie die Chance, Städte und Lebensräume resilient, sozial inklusiv und ökologisch nachhaltig zu gestalten. Die Erfahrungen aus der Schweiz und Dänemark zeigen, dass internationale Kooperation, Plattformen für Austausch und Allianzen für Baukultur essenziell sind, um diesen Wandel langfristig zu unterstützen.

Abschliessend bleibt die Einladung: Baukultur ist nie abgeschlossen – sie lebt von fortwährender Reflexion, interdisziplinärem Dialog und der aktiven Mitgestaltung aller Beteiligten – in diesem Sinne sind wir alle *Apprentices for Sustainable Building Culture*. Nur so kann Baukultur die Herausforderungen der Gegenwart adressieren und zugleich Chancen für eine lebenswerte Zukunft eröffnen.

1 Apprentices for Sustainability, ein Pilotprojekt im Rahmen der Nachhaltigkeitsziele der Vereinten Nationen (2019 – 21) und der UIA (2023 – 24): Mehrere dänische und internationale Unternehmen in Dänemark bieten nachhaltigkeitsorientierte Ausbildungs- und Projektmöglichkeiten an. Beispiele hierfür sind Contecos Programm Apprentices for Sustainability, das Auszubildende in nachhaltigen Bauverfahren schult, sowie Ørsted's Angebote im Bereich erneuerbare Energien.

2 Strategie Baukultur, Bundesamt für Kultur, Bern, 2020. Am 26. Februar 2020 verabschiedete der Bundesrat die nationale Strategie Baukultur für die Schweiz. Siehe: <https://www.bak.admin.ch/bak/de/home/baukultur/konzept-baukultur/strategie-baukultur.html>.

3 Auf internationaler Ebene verabschiedeten auf Initiative der Schweiz die Kulturministerinnen und Kulturminister Europas im Januar 2018 die Erklärung von Davos «Eine hohe Baukultur für Europa». Mit dieser wurde eine hohe Baukultur auf europäischer Ebene politisch und strategisch verankert. Siehe: <https://www.davosalliance.org/home>.

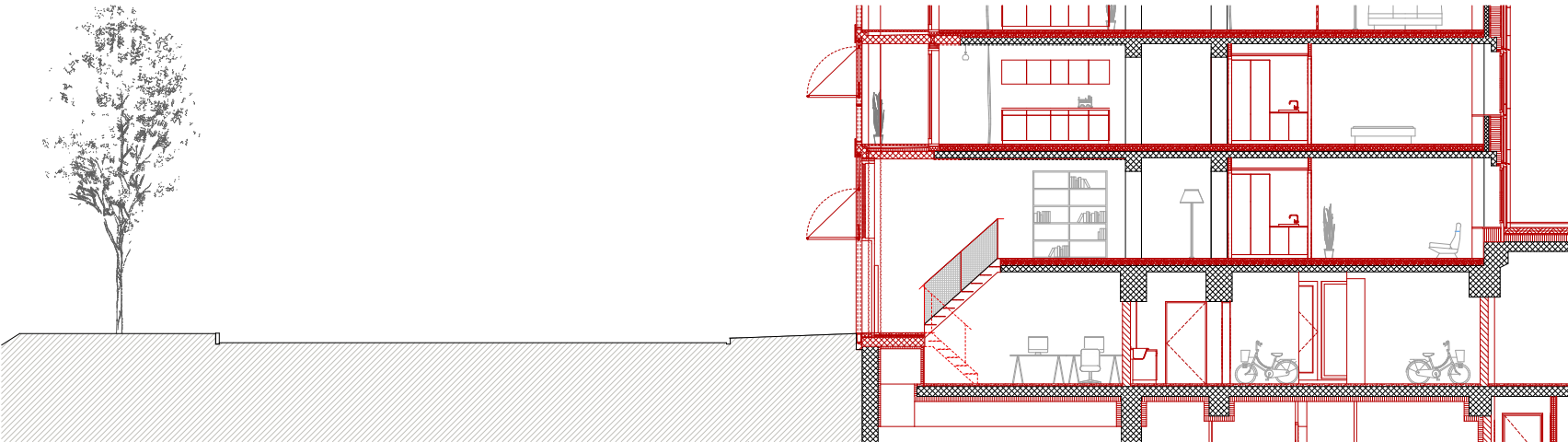
4 Prof. Dr. Silke Langenberg: Transformationswert der gebauten Umwelt, Int. Symposium 30. – 31. Januar 2025, ETHZ, <https://www.langenberg.arch.ethz.ch/diskurs/transformationstwert-der-gebauten-umwelt/>.

Gerold Kunz
Fachsekretariat Stadtbildkommission
Städtebau & Architektur

Jürg Degen
Städtebau
Städtebau & Architektur

Im Erdgeschoss daheim

Was haben Onlineshopping, Ladensterben, Homeoffice und Wohnungsknappheit miteinander zu tun? Sie beeinflussen die Erdgeschoss-nutzungen in den Städten und verändern somit das Stadtbild.



Die zweigeschossigen Wohnungen der Liegenschaft Hochbergerstrasse 158 werden direkt vom Strassenraum betreten.

Wohnen im Erdgeschoss ist zu einem planerischen Kernthema aufgestiegen. Veränderungen im Detailhandel und in der Arbeitswelt wirken sich auf die Erdgeschossnutzungen aus. Das traditionelle Stadthaus mit Geschäftsnutzungen im Erdgeschoss, Büros in den unteren und Wohnungen in den oberen Geschossen wird neu programmiert. In vielen Baugesuchen wird zunehmend Wohnraum im Erdgeschoss angeboten, auch an Lagen direkt am Strassenrand. Was angesichts der Wohnungsknappheit eine wünschbare Entwicklung darstellt, ist an Lagen ohne Vorgarten für das Stadtbild (und die Bewohnerschaft) eine Herausforderung. Damit wir künftig nicht vor mit Storen geschlossenen Fassaden promenieren, stellen sich an ein Wohnen im Erdgeschoss hohe Anforderungen hinsichtlich Schnitt und Grundrissgestaltung.

Gute Beispiele finden sich in der Baugeschichte, zum Beispiel bei Wohnbauten mit Hochparterre. Der Versatz um ein halbes Geschoss gewährt den Wohnungen ein gewisses Mass an Intimität. Zu Problemen führt dieses Konzept, wenn nicht nur im Hochparterre, sondern auch darunter im Tiefparterre gewohnt werden soll. Erdgeschossnutzungen interagieren mit dem Strassenraum, weshalb mit architektonischen Mitteln Massnahmen zum Schutz der Privatsphäre ergriffen werden müssen. Der Einblick in Schlafräume und somit mit Storen geschlossene Strassenräume sollen verhindert werden.

Ein aktuelles gutes Beispiel findet sich im Umbau Hochbergerstrasse 158. Beim kantonalen Projekt, das aus einem offenen Wettbewerb hervorgegangen ist, wird ein Bürohaus in ein Wohnhaus transformiert. Auch hier wird im Hoch- und im Tiefparterre gewohnt. Die zweigeschossigen Atelierwohnungen zeichnen sich durch eine klare Konzeption aus und werden direkt von der Strasse im Erdgeschoss betreten. Treppen gehen vom Eingang ins Hochparterre und ins Tiefparterre ab. Im Treppenauge könnte sogar eine Hebebühne eingebaut werden, falls eine hindernisfreie Erschliessung erforderlich wird. Im Hochparterre wird der Grundriss bis an die Rückfassade geführt, was den Bewohnenden einen Rückzug in privatere Bereiche erlaubt. Mit diesem Wohnungstyp sind geschlossene Fensterfronten deshalb nicht nötig, insofern stellt das Projekt einen wertvollen Beitrag zur gesuchten Lösungsfindung dar.



Lea Heil
Zentrale Dienste
Städtebau & Architektur

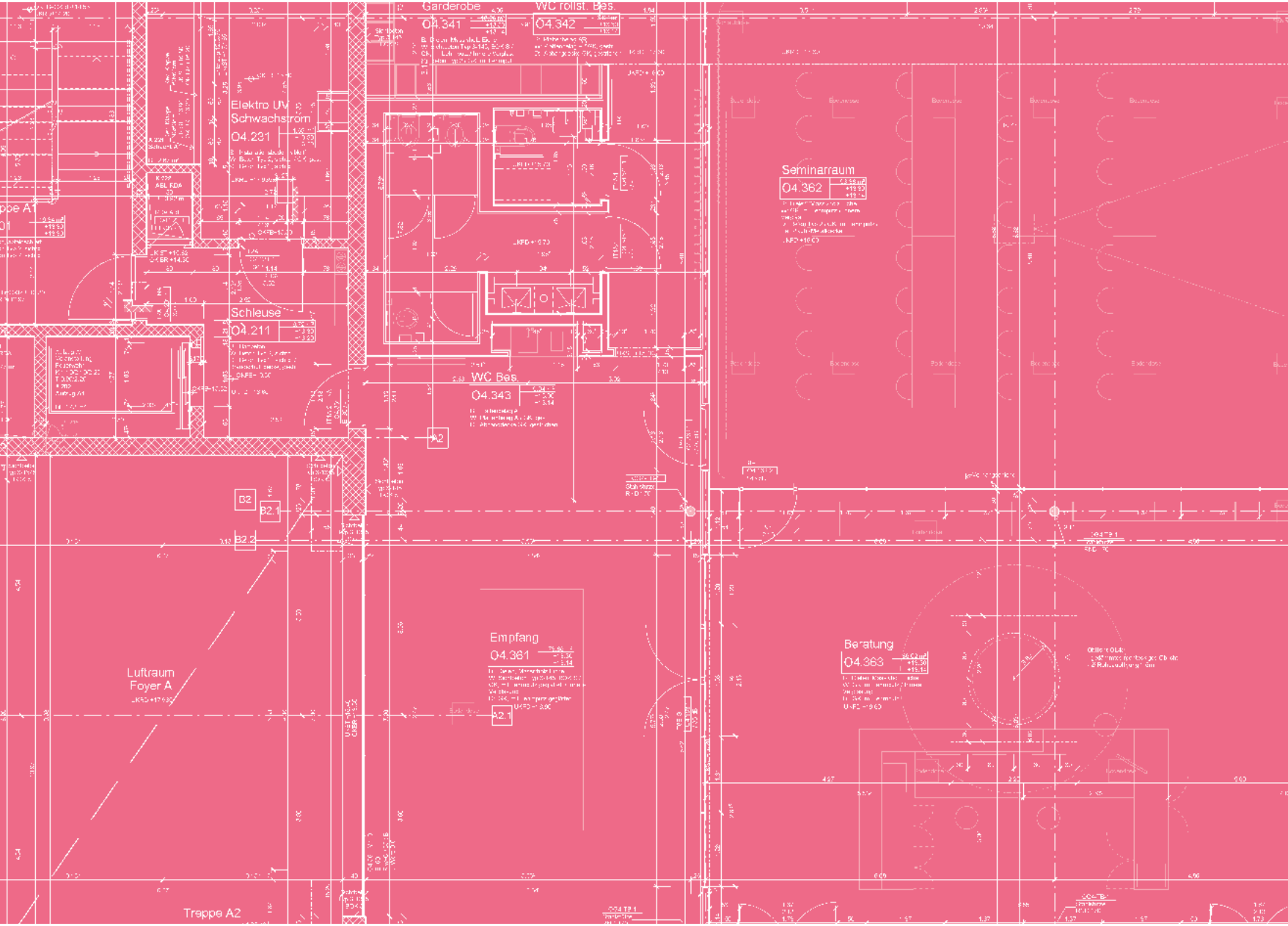
Planqualität sichern durch Richtlinien und Planprüfungen

Im Rahmen der gesetzlichen Dokumentationspflicht müssen vor der Archivierung sämtliche Architekturpläne, die im Zuge von Hochbauprojekten von Städtebau & Architektur entstehen, auf die Einhaltung der geltenden CAD-Richtlinie geprüft werden. Dies ist eine unabdingbare Voraussetzung, um auch langfristig und für spätere Generationen detaillierte Angaben zu den Gebäuden im Eigentum der Stadt Basel zu bewahren.

Der Prüfprozess folgt einem klar definierten Ablauf: Zunächst wird ein Testplan auf die Einhaltung der CAD-Richtlinie geprüft. Dabei handelt es sich um Grundrisse und Schnitte, die während der Projektabwicklung erstellt werden. Entspricht der Testplan den Anforderungen, werden im Anschluss sämtliche weiteren Architekturpläne desselben Projekts kontrolliert. Die eigentliche Prüfung wird seit Kurzem durch ein externes Büro vorgenommen, die Koordination und Freigabe erfolgt durch interne CAD-Spezialisten (Zeichner). Nur wenn die Pläne weitgehend unserer Richtlinie entsprechen, werden sie freigegeben und in die Bauwerksdokumentation eingefügt.

Die CAD-Richtlinie von Städtebau & Architektur stellt dabei sicher, dass die Pläne in einer einheitlichen, hochwertigen und langfristig nutzbaren Form gespeichert und verfügbar gemacht werden. Sie basiert grösstenteils auf den Standards des Vereins CAD-Exchange und ist lediglich in geringem Umfang an unsere spezifischen Anforderungen angepasst worden. Sie wird stets aktuell gehalten.

Durch den standardisierten Prüfprozess gewährleistet Städtebau & Architektur eine gleichbleibend hohe und verlässliche Qualität der archivierten Architekturpläne. Diese können so bei späteren Projekten jederzeit als fundierte Grundlage erneut herangezogen werden.



Hinter den Kulissen (un-)bekannter Orte

Das Stadtzentrum und die Quartiere sind durchzogen von bekannten und weniger bekannten Gebäuden mit kantonalen Nutzungen. Der sorgfältige Umgang mit dem Gebäudebestand ist entscheidend für den langfristigen Erhalt der baukulturell relevanten, das Quartierbild prägenden sowie der mitunter auch unauffälligen Bauten. Aufgrund des Klimawandels steigt die Dringlichkeit, mit Ressourcen haushälterisch umzugehen und alle bestehenden Bauten gut zu unterhalten. Das Team im Gebäudemanagement kümmert sich – manchmal sichtbar, öfter im Hintergrund – um die Gebäude des Kantons.

Wahrzeichen wie das Rathaus, die Stadttore, die Bauten der Universität, das Theater, Museen, Schulen, Kindergärten, Wohnheime, Flüchtlingsunterkünfte und viele weitere Bauten in den Quartieren: All diese Gebäude prägen das Stadtbild. Manche Bauten sind für die Öffentlichkeit zugänglich, andere sind nur von aussen sichtbar und wieder andere bieten Menschen ein Zuhause oder sind für bestimmte Lebensabschnitte von Bedeutung. Baukulturelles Erbe, Neubau mit Leuchtturmcharakter, Bestandsbau oder temporäre Baute, das Gesamtportfolio der kantonalen Bauten leistet einen Beitrag zum Alltag in der Stadt.

Die Gebäude des Kantons – unabhängig von ihrem Alter und ihrer Sichtbarkeit – haben eines gemeinsam: Sie werden laufend sorgfältig gepflegt, mit dem Fokus auf einen langfristigen Erhalt. Ein Team aus Spezialisten, Technik- und Baufachleuten kümmert sich um das Tagesgeschäft, dringliche Massnahmen, geplante Wartungen und Unterhaltsarbeiten. Zu den laufenden Aufgaben gehört auch die Anpassung des Bestands an neue Anforderungen, beispielsweise bei Veränderungen der bestehenden Nutzungen oder bei Nutzerwechseln.

Die Arbeiten sind vielfältig: Vergoldungen, Verbleien von Fensterscheiben, das Ersetzen eines Hebeliftes für den grossen Kronleuchter im Rathaus oder die Restaurierung von Wandmalereien gehören zu den anspruchsvollen Spezialaufgaben. Wiederverwendung, Reparaturen, Veränderungen, Anpassungen und der Ersatz von Bauteilen, welche am Ende ihrer Lebensdauer angekommen sind, gehören zu den täglichen Aufgaben. Oftmals müssen in enger Zusammenarbeit mit internen und externen Partnerinnen und Partnern Lösungen gefunden werden, um die gestalterischen, technischen und funktionalen Anforderungen zu erfüllen. Neue Aufgaben wie beispielsweise die Anpassung von Bauten an die Klimaveränderung, Pilotprojekte für Fassadenbegrünung oder die Förderung der Biodiversität auf Dachflächen, erweitern das Themenspektrum. Jede noch so kleine Arbeit trägt zum langfristigen Erhalt des Gebäudeportfolios, zur Weiterentwicklung der Baukultur und zu den kleinen und grossen Bausteinen einer lebenswerten Stadt bei.



Instandsetzung einer Statue im Rathaus



Technikzentrale Kunsteisbahn und Gartenbad Eglisee



Sanierung der Stadtmauer St. Alban-Tal





Bildnachweis:

Selina Seibel (S. 1, 2, 3, 4, 17, 19, 20, 26, 27, 28), Michel Steiner (S. 8/9),
Boris Haberthür (S. 10), Martin Möhle (S. 13), Sascha Vogel (S. 14, 15),
Pesenti Schütz Architektur (S. 14, Visualisierung Parkcafé),
Daisuke Hirabayashi (S. 15, Kindertankstelle), Studio Atlant (S. 16, oben),
Mikkel Eye (S. 16, unten), Rasmus Hjortshøj (S. 18), Bjarke Ørsted (S. 21),
Kooperative E45 (S. 22, oben), Daniele Sciarretta (S. 22, unten), S&A (S. 23),
Charles-André Habib (S. 24), Hans H. Münchholfen (S. 25)